

**Quelle: Die Zeit**

Provided by GENIOS

POLITIK ARTIKELFOLGE Rot werden - der SPD Parteitag

## Dem Lafontaine sein Bruder

**Rot werden - der SPD-Parteitag Wie Oskar hat auch sein Zwilling Hans bei den Sozialdemokraten angefangen und ist bei der Linkspartei gelandet. Er kann gut erklären, warum der Bruder so einflussreich wurde, dass er beim Parteitag der SPD heimlich Regie führt**  
Stefan Willeke

Über einen Traum, dem man ein Leben lang hinterhergerannt ist, kann man die Partei nicht einfach abstimmen lassen. Man muss für ihn kämpfen, sagt Lafontaine. Kämpfen. Über Nacht kann er da sein, der demokratische Sozialismus, und die Welt erstrahlt in einem milden Licht, aber man kann diesen zauberhaften Augenblick nicht planen. Der demokratische Sozialismus ist eine faszinierende Idee, sagt Lafontaine. Die Idee hat ihn an diesem Sonntagmorgen im September ungewöhnlich früh geweckt, und er ist zum Kongresszentrum in Saarbrücken gefahren, zu seiner neuen Partei, der Linken.

Elefantenfüßig stapft Lafontaine über den Platz, als humpelt er seinen Feinden entgegen. Vor der Halle haben sich Demonstranten zu einem Spalier aufgestellt, mit Grabeskreuzen aus Pappe, die an die Opfer der SED-Diktatur erinnern sollen. »Mörder!«, rufen sie den eintreffenden Delegierten des Parteitages zu, »Mörder!« Muss er sich angesprochen fühlen, er? Lafontaine schiebt seine Schultern schützend hoch. Wie konnte es den Mauertoten nur gelingen, so weit in den Westen vorzudringen?

In der Halle setzt sich Lafontaine in die letzte Reihe, endlich ist er unsichtbar. »Ich weiß noch nicht, ob ich am Mikrofon was sagen soll«, und weil es Lafontaine schwerfällt,

seine Gedanken vor fremden Menschen geschliffen vorzutragen, fügt er hinzu: »Ich bin wohl ein bisschen, ja, wie sagt man, medienscheu.«

In der Mittagspause flüchtet er nach draußen in einen strahlend schönen Herbsttag. Ziellos geht er auf und ab, bleibt vor der Agentur für Arbeit stehen, die Gerhard Schröders Agenda ausführen muss, all diese falsche Politik. Auf dem Parkplatz neben der Behörde nähert sich Lafontaine plaudernden Delegierten, die ihm aufgewärmte Würstchen anbieten. Er wirkt erleichtert, jetzt, da er ein wenig Anschluss gefunden hat und seinen Plastikteller auf dem Kofferraumdeckel eines Genossen abstellt. Er traut sich sogar, einen Witz zu machen über Christa Müller. »Ich hoffe jetzt mal nicht«, sagt Hans Lafontaine, »dass meine familienpolitischen Thesen rauskommt.« Christa Müller ist die Frau seines Bruders Oskar, der in der Halle ein paar Reihen vor ihm sitzt und darauf lauert, sich in eine große Rede zu werfen.

»Wir sind sehr verschieden«, sagt Hans Lafontaine, »wir sind zweieiige Zwillinge. Ich war fünf Minuten eher auf der Welt, und ich war fünf Zentimeter größer, aber Oskar hat das alles aufgeholt, auf seine Art eben.« Hans war eher in der SPD als der Bruder, Oskar war

eher wieder draußen. Nachdem Oskar in der neu gegründeten Partei WASG an die Spitze gerückt war, trat Hans in die Saarbrücker PDS ein. Seit Oskar die beiden Linksparteien vereinigte, haben die 64-jährigen Zwillingbrüder wieder ein gemeinsames Zuhause. Ohne die Partei würden sich die beiden kaum noch begegnen.

Das Oskar-Prinzip geht so: Man sieht ihn nicht, wenn er was anrichtet

In den späten sechziger Jahren war Hans Juso-Chef in Augsburg, und Oskar war Juso-Chef in Saarbrücken. Aber man täuscht sich, wenn man glaubt, ihre Wege hätten sich oft gekreuzt. Hans hat Jura studiert und ist Rechtsanwalt geworden, sein Leben läuft auf einer überschaubaren Bahn. Oskar hat Physik studiert und ist Menschenfänger geworden, sein Leben ist ein einziger Zirkus. »Zwischen uns passt mehr als ein Blatt Papier«, sagt Hans Lafontaine. Sie haben einander nicht viel zu sagen. Vorsichtig, an sich zweifelnd, bescheiden Hans ist vieles, was Oskar nicht ist. Sollte der demokratische Sozialismus seinen Sinn für Dialektik nicht ganz verloren haben, so wäre ihm mit Hans und Oskar ein Traumpaar geglückt.

»Ich gönne ihm natürlich seinen Erfolg«, sagt Hans Lafontaine,

## Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

wegen Oskar loben die Leute jetzt auch ihn. Wer hätte schon geglaubt, dass sogar CDU-Politiker plötzlich das Arbeitslosengeld erhöhen wollen? Dass SPD-Chef Kurt Beck sich daranmacht, Hartz IV auszuhöhlen? Dass Oskar es fertigbringt, seine Gegner in seine Richtung zu ziehen? Manchmal, sagt Hans Lafontaine, sehe es so aus, als habe Oskar schon gewonnen, obwohl er ja gar nicht an der Regierung sei.

Das Oskar-Prinzip. Man sieht Oskar Lafontaine nicht, wenn er etwas anrichtet. Einem Drama kann er sich entziehen, um dann im richtigen Moment zurück auf die Bühne zu springen. Ständig schleichen Männer um ihn herum, die seine Stellvertreter sein wollen. So geschieht sein Wille, auch wenn er gar nicht anwesend ist.

Früher, sagt Hans Lafontaine, habe man ihm oft übel mitgespielt, obwohl man in Wahrheit Oskar habe treffen wollen. Früher musste er ein stellvertretender Oskar sein. Der richtige Oskar war Sonnenkönig an der Saar. »Er war unantastbar, da war ich viel verletzlicher.« Hätte ihm früher einer das Namensschild an der Anwaltskanzlei geklaut, hätte Hans Lafontaine wahrscheinlich gedacht, man wolle ihm wieder eins auswischen. Heute sagt er stolz: »Das Schild ist weg. So ist das mit einem berühmten Bruder.«

Wie kann es sein, dass Oskar Lafontaine, der untergetaucht war in einem nebeligen Nichts, auf sein eigenes Kommando hin Gestalt annimmt und politische Macht ausübt, ohne sie zu haben? Der einzige politische Wiedergänger, den die Bundesrepublik hervorgebracht hat, ist Oskar Lafontaine.

»Dieses Arschloch!«, fluchen die

SPDler und zeigen so ihre Achtung

Erkundigt man sich bei langjährigen Wegbegleitern nach ihm, ist das ein bisschen so, als habe man fremde Leute am Telefon gefragt, ob man eine Kamera in ihrem Schlafzimmer installieren dürfe. Ehemalige Sekretärinnen legen wortlos auf, ehemalige Staatssekretäre antworten: »Wir können über alles reden, nur nicht darüber.« Ein enger Freund meint, er wolle »Oskar nicht verraten«. Ein Manager aus der Stahlindustrie schickt seine Frau zum Telefon. »Kein Bedarf!«, ruft sie in den Hörer. »Er könnte zurückkommen, das kann niemand ausschließen«, sagt ein Exmitarbeiter. Lafontaine hat angekündigt, er wolle 2009 wieder Ministerpräsident im Saarland werden.

Spricht man mit Sozialdemokraten an der Saar über den Mann, der 1999 aus der rot-grünen Regierung flüchtete und als SPD-Vorsitzender zurücktrat, strengen sich die Sozialdemokraten meist sehr an, ihn politisch zu verkleinern. Die Gespräche laufen dann so, dass sich die Sozialdemokraten sehr vornehm ausdrücken und einen weiten Bogen schlagen, um Lafontaine moralisch und intellektuell zu entlarven, sein Unvermögen, seine Unterlegenheit. Aber spätestens nach einer Stunde fällt die Taktik in sich zusammen, vernichtet durch einen Funken der Verzweiflung. »Dieses Arschloch!« Man weiß in diesem Moment gar nicht, was stärker ist die Wut auf ihn oder die Enttäuschung über die eigene Schwäche. Alles habe er hingeschmissen, nun kehre er zurück, spalte die linke Mehrheit und verrate die SPD zum zweiten Mal. »Dieses verdammte Arschloch!« Klarer als in dieser Verfluchung dringt die heimliche Achtung vor ihm selten hervor.

Danach ist es schnell wieder gut, die Sozialdemokraten beruhigen sich und können Lafontaine in einem versöhnlichen Nebensatz als »brillanten Kopf« loben. Ein brillanter Kopf, ein Arschloch irgendwo dazwischen muss der demokratische Sozialismus stecken.

Mit ein bisschen Übertreibung kann man behaupten, dass der Hamburger Parteitag der SPD eine Hymne auf Oskar Lafontaine anstimmt, ohne ihn auch nur einmal zu erwähnen. Oskar Lafontaine ist der Mann, der sich für die SPD eine Agenda ausgedacht hat. Das Drehbuch für diesen Parteitag könnte er geschrieben haben, so fließend sind seine Attacken in sozialdemokratische Debatten übergegangen. Vielleicht ist er in der sozialdemokratischen Partei nie stärker präsent gewesen als jetzt, da er sich ihr entzogen hat. Vielleicht verfährt sein Zauber erst, wenn er die Verzauberten alleingelassen hat.

Es gibt zwei Orte, an denen Oskar Lafontaine regelmäßig auf seine frühere Partei stößt auf dem Friedhof, bei Beerdigungen alter Freunde, und in der Wartehalle des kleinen Saarbrücker Flughafens. Entdeckt Lafontaine dort Reinhard Klimmt, schleicht er sich von hinten an und fragt: »Können Sie mir ein Autogramm geben?« Dann lachen beide los, als sei nichts gewesen.

Der Sozialdemokrat Klimmt hat 33 Jahre an der Seite Lafontaines verbracht, er hatte nicht immer viel zu lachen. Auch er war ein stellvertretender Oskar. Klimmt sprang als saarländischer Ministerpräsident für seinen Freund ein, als Lafontaine 1998 in Gerhard Schröders Kabinett wechselte. Aber nachdem Lafontaine seine Ämter abgeschüttelt hatte, verlor Klimmt die Wahl und verhedderte sich in

## Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

einer kleinen Finanzaffäre um den 1. FC Saarbrücken, die ihn zwang, sich aus der Politik zurückzuziehen. Das war kein gutes Ende. Die Verbitterung, die Lafontaine galt, bekam Klimmt in der verlorenen Wahl zu spüren. Klimmt sagt: »Ich mag den Kerl noch immer.« Verraten fühle er sich nicht. Müsste er, sagt Klimmt, sich im Bundestag zehn Leute für einen gemeinsamen Urlaub aussuchen, wäre Lafontaine dabei.

In seinem Haus in der Nähe des Saarbrücker Zoos führt Klimmt ein stilles Leben hinter Bücherwänden, und er wird nicht müde zu betonen, dass er in der Politik alles erreicht habe, was er erreichen wollte. Will er einem Besucher zeigen, wo er Lafontaine unterbringt, stellt er sich vor ein Regal, in dem alles seinen Platz hat. Da stehen sie, Lafontaines Bücher, beachtlich viele Bücher. Neben Lafontaine hat Klimmt einen schmalen Interviewband von Gerhard Schröder gequetscht. »Ich habe sie friedlich miteinander vereint. Diesen Tort habe ich Oskar angetan.«

Er ist sehr klug, charmant, gebildet, geistreich, sagt Klimmt, das sagen viele. Der Schriftsteller Ludwig Harig sagt es, der in Lafontaines Villa in dem saarländischen Dorf Oberlimberg öfter zu Gast ist. Ingrid und Margret, die von Lafontaine geschiedenen Frauen, sagen es. Lothar Bisky sagt es, der gemeinsam mit Lafontaine die Linke anführt und sich ihn als Hauptdarsteller in einem Melodram über das wiedervereinigte Deutschland vorstellen könnte. »Er ist ein Ereignis«, sagt einer seiner ehemaligen Minister im Saarland. Er kann in einer trostlosen Viertelstunde ein Feuerwerk entfachen. Deswegen können ihn manche, die er persönlich schwer beleidigte und verletzte, nicht so

sehr verachten, wie sie sich vorgenommen haben. Er lenkt sie ab mit seinem Feuerwerk. Im Wahlkampf ist er ein Stier, er kann einen Satz des Gegners niedertrampeln und danach so geschickt aufspießen, dass sich die Arena biegt vor Schadenfreude. Er kann immer nur der Erste sein. Als er der Zweite war, unter Schröder, schmiss er hin.

Ist er ein Linker? Reinhard Klimmt muss eine Weile nachdenken.

»Schwer zu sagen. Er hat keine Truppen, die gesellschaftlich wichtig sind. Er hat nur die Ostkader der Partei und verbitterte Gewerkschafter.« Ein anderer Sozialdemokrat, der Lafontaine seit Jahren gut kennt, sagt: »Er ist ein linker Schill.« Der rechte Ronald Schill, ein ehemaliger Richter, fing in Hamburg Wähler ein, indem er sich über die Politik einer defensiven SPD lustig machte.

Lafontaine gibt sich als einer, der im Herzen nie dazugehört hat

Lafontaine, Oskar, geboren am 19. September 1943. Das saarländische Amt für Verfassungsschutz legte über ihn im Jahr 2006 eine dürre Akte an. In der Bundespartei PDS gab es immer wieder Hinweise auf verfassungsfeindliche Strömungen, also wurden die Namen von Funktionären der PDS-Nachfolgepartei Die Linke in einer zentralen Datei der Verfassungsschützer gespeichert, auch auf der Ebene der Bundesländer. In Lafontaines Akte steht, er sei auf einer Kundgebung einer linksextremistischen türkischen Gruppe in Deutschland aufgetreten. Das erfuhr die Behörde aus einer Meldung in einer kurdischen Zeitung. Außerdem habe Lafontaine beim Politischen Aschermittwoch im saarländischen

Wallerfangen mitgemacht. Dass mit solchen Erkenntnissen niemandem gedient ist, sah das Innenministerium in Saarbrücken schließlich ein und wies die Verfassungsschützer vor wenigen Wochen an, Oskar Lafontaine aus der Datei zu nehmen. Um diese Art von Gefährlichkeit kann es bei ihm nicht gehen, es geht um die Versuchung, sich von ihm verhexen zu lassen.

Über Jahrzehnte hat Reinhard Klimmt beobachtet, wie Lafontaine sich auf politische Kampfbegriffe stürzt, nie sei ihm etwas unachtsam herausgerutscht. In Lafontaines Asylpolitik wimmelte es zeitweise von vollen Booten, in der Arbeitsmarktpolitik spielte Lafontaine mit der Angst vor dem »Fremdarbeiter«. Noch in seinen jüngeren Büchern gibt es Passagen, in denen er die Forderung nach verstärkter Zuwanderung als Thema von sorglosen Reichen geißelt. Liest man seine Veröffentlichungen chronologisch, spürt man, dass er mit den Eliten, gegen die er hetzt, mehr und mehr die politischen Eliten meint. Stärker denn je neigt Lafontaine dazu, sich den Bürgern anzubiedern, indem er das politische System nicht mehr allein von innen angreift, als Redner der Opposition im Parlament, sondern auch von außen, als vermeintlich Unbeteiligter, der im Herzen nie wirklich dazugehört, jedoch die herrschenden Machenschaften durchschaut habe. Bei dem Antipolitiker Schill überraschte dieses fadenscheinige Manöver nicht, bei Lafontaine grenzt es an Selbstverleugnung.

Als er den »Fremdarbeiter« rhetorisch einsetzte, forschte sein Zwillingbruder Hans tagelang in alten Schriften, fertigte für den Bruder eine kleine Expertise an, und richtig: Das sei kein Naziwort

## Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

gewesen, der »Fremdarbeiter« habe denen nicht rassistisch genug geklungen. Hans Lafontaine sitzt in einem italienischen Restaurant in Saarbrücken, als er davon erzählt, und er bestellt ein Glas Merlot. Über die Semantik des »Fremdarbeiters« spricht er so ungezwungen, dass Gäste an anderen Tischen irritiert herüberschauen. Hans Lafontaine hat nur diese eine Stimme, er spielt mit ihr nicht wie sein Bruder, der bedeutungsschwer raunen kann und wütend donnern. Nein, Hans Lafontaine redet immer so geradeheraus, als müsse er vor einem Sozialgericht die Ansprüche eines Arbeitslosen durchpauken, der sich von einem Amt betrogen fühlt.

»Er muss jetzt einsam sein«, dachte Lang, »er handelt aus Einsamkeit«

Das kommt im Leben des Anwalts Lafontaine jetzt öfter vor, wegen Hartz IV. Seit er Arbeitslose hin und wieder im Hinterzimmer einer Kneipe berät, ist Hans Lafontaine ein Programmpunkt in den Veranstaltungsplänen der Linkspartei.

Ist auch Ihr Bruder ein Linker?

»Wie meinen Sie das?« Er überlegt. Tja. »Oskar geht Risiken ein, er geht seinen Weg.« Zu Hause, sagt Hans Lafontaine, habe er ein Foto aufbewahrt, das Oskar Lafontaine neben dessen Freund Gerhard Schröder zeigt, 1998, auf einem herbstlich leuchtenden Hügel oberhalb der Saarschleife. Die absolute Harmonie. Zwischen uns passt kein Blatt Papier, beteuerte Schröder damals. Wenige Monate später passte eine ganze Papierfabrik zwischen sie. »Wir sind wie Zwillinge«, erklärte Oskar Lafontaine. Er meinte Schröder. »Ich habe es ihm nicht übel genommen«, sagt Hans Lafontaine.

»Ich rede ihm nicht rein. Das kann er nicht leiden. Er muss ja seine Macht zeigen.«

Aus dem Stapel mit symbolischen Fotos von Oskar Lafontaine, die im Gedächtnis der Bundesrepublik lagern, ragt eines besonders heraus, das Foto vom Tag des Putsches. Der SPD-Parteitag in Mannheim, 1995. Oskar Lafontaine reicht dem unterlegenen Rudolf Scharping die Hand. Zum ersten Mal in der Geschichte der SPD wird ein Vorsitzender abgewählt. Lafontaine: 436 Stimmen. Scharping: 189 Stimmen. Eine vernichtende Niederlage, die zwei Berliner Sprechwirkungsforscher so analysiert haben: »Auffallend ist die Tatsache, dass bei Scharping, selbst wenn er nahezu schreit, die aus dem Spektrum berechneten Dezibelwerte weit unter denen von Lafontaine liegen.«

Auf dem Foto sitzt ein bleicher Johannes Rau zwischen den Kontrahenten. Sein Blick wirkt leer, er scheint in großer Sorge zu sein. Am Abend vorher, als die Delegierten der Landesverbände schon aufgescheucht herumliefen und tuschelten, Lafontaine werde angreifen, versuchte Rau noch, die Parteifreunde zu besänftigen, und mahnte vergeblich Solidarität an.

Im kleinen Kreis hatte Lafontaine manchmal über Raus Leitspruch gefrotzelt, »Versöhnen statt spalten«. Bei Lafontaine ist es immer umgekehrt gewesen, spalten statt versöhnen. Aber seit dem Attentat auf ihn, im Jahr 1990, war Rau durch »eine besondere Gemütsbeziehung« mit ihm verbunden, sagt Christina Rau, die Witwe. Das Attentat in Köln galt eigentlich Rau, durch einen Zufall erwischte es den Mann neben ihm, Lafontaine. »Hätte es mich getroffen, sagte mein Mann, mich

als den Älteren, hätte ich das wohl nicht überlebt.« Vielleicht, meint Christina Rau, »hatte mein Mann deshalb hinterher so viel Nachsicht mit ihm«.

Was treibt Lafontaine an? Wie hält er es von morgens um neun bis abends um neun auf einem Landesparteitag der Linken aus, bei dem sich Redner über die Interpretation von Satzungsparagrafen ereifern, zwölf Stunden vor der Provinzbühne einer Laienspieltruppe? Warum posiert er wie einer von der Lottogesellschaft mit einem Blumenstrauß neben einer Bibliothekarin, nur weil diese Frau von den saarländischen Grünen zur Linken wechselte? Warum tut er sich das an?

Das hat sich Armin Lang, der für die SPD im saarländischen Landtag sitzt, öfter gefragt. Aus verschiedenen Erlebnissen mit seinem alten Freund setzt er sich eine Antwort zusammen. Als Lang ihn vor einiger Zeit auf dem Saarbrücker Flughafen traf, wollte ihm Lafontaine seine Vorstellungen von einer gerechten Sozialpolitik erklären, aber Lang fuhr ihm dazwischen. »Hör auf, Oskar, ich habe dich als Ministerpräsident erlebt. Ich höre dich heute noch sagen: Sozialpolitiker, das sind die Leute, die mir das Geld aus der Tasche ziehen.« Das Saarbrücker Schloss wurde eindrucksvoll renoviert, die elende Innenstadt in ein schickes Viertel verwandelt, aber nie hatte das Saarland weniger Lehrer, weniger Erzieher, weniger Sozialarbeiter als unter dem regierenden Lafontaine.

Vor ein paar Monaten, im Flugzeug von Saarbrücken nach Berlin, setzte sich Lang auf den Platz neben Lafontaine. Irgendwann fragte er: »Schröder ist weg, das hast du ja erreicht. Was ist dein anderes

## Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

Ziel?«

Müller muss weg, Peter Müller, der saarländische Ministerpräsident von der CDU.

»Wenn du nicht gewesen wärst, du mit deiner Blödheit und deinem Rücktritt damals«, entgegnete Lang, »wäre Müller nie an die Regierung gekommen. Jetzt willst du das wiedergutmachen, was?«

Kann man so sehen, habe Lafontaine erwidert.

Oskar Lafontaine, sagt Lang, wolle SPD und Linkspartei zu einer gemeinsamen Kraft verschmelzen, und sobald das gelungen sei, werde er abtreten. Erst spalten, dann versöhnen.

Herr Lang, ist Lafontaine ein Linker?

»Oskar ist kein Linker. In Abrüstungsfragen ja, bei der sozialen Gerechtigkeit wackelt er schon, und in der Asylpolitik hätte er die CDU am liebsten rechts überholt.«

Einmal, als Armin Lang gerade zum Landtag lief, hörte er von einem Parkplatz hinter hohen Büschen eine Stimme: »Armin, warte mal!« Er wolle sich für die lieben Geburtstagswünsche bedanken, sagte Lafontaine, und Lang antwortete: »Aber Oskar, ich gratuliere dir doch jedes Jahr.« Seltsam. Früher merkte Lafontaine überhaupt nicht, wenn man ihn an seinem Geburtstag anrief, so viele Ovationen nahm er entgegen und spulte sein Dankeschön ab. »Er muss jetzt einsam sein«, dachte Lang mit einem Mal, »er handelt aus Einsamkeit.«

Es gibt Momente, in denen sich die SPD und Oskar Lafontaine noch heute so nahekommen, dass man

die Bruchstellen übersehen kann. Diese Momente entstehen, wenn der Sozialdemokrat Ottmar Schreiner laut nachdenkt über seine Partei, die er nicht im Stich lassen kann. Er bringt es nicht fertig, auch wenn es manchmal so aussieht, es könne jeden Moment passieren. »Ich bin jetzt 61«, sagt Schreiner, »da denkt man nicht ans Wechseln, eher ans Übungsende.«

Sein Lachen ist verkümmert zu einem Geräusch der Arroganz

Wenn er sich in seinem Abgeordnetenbüro in Berlin weit in die rechte Ecke stellt, sieht er die Kuppel des Reichstages. Beim Braten saarländischer Mettwürste in der kleinen Küche blickt er auf die Flagge vor der russischen Botschaft herab, beim Pinkeln auf die Flagge der Amerikaner. Er ist mittendrin und doch ziemlich weit weg. Er kann lange schweigen, ohne dass der Eindruck entsteht, er habe das Gespräch abgebrochen. Schließlich sagt er: »Oskar ist ins Leben verliebt. Und er ist ein politisches Urgestein. Das ist es dann auch schon.« Stille. »Und er ist gesprungen.«

Am 24. Mai 2005 saß Ottmar Schreiner mit Heiko Maas, dem SPD-Chef von der Saar, im Café Eins am Ufer der Spree in Berlin, als bei Maas diese SMS eintraf. Kanzler Schröder hatte Neuwahlen angekündigt, nun trat Lafontaine aus der SPD aus und bot sich der Protestpartei WASG als Frontmann an. Oskar ist zurück. Maas las die Nachricht auf dem Handy laut vor, und Schreiner brachte lange kein Wort heraus. Man kann sich gut vorstellen, wie der alte Seelöwe aus traurigen Augen in den Himmel starrte und mit einer Flosse schwermütig in einer Tasse Kaffee rührte. »Ich dachte damals: Jetzt ist der richtige Zeitpunkt da: Er muss

springen oder nicht springen. Also ist Oskar gesprungen.« Es liegt viel Bewunderung in diesem Satz. Jetzt ließ sich dieser Teufelskerl auf ein neues Abenteuer ein.

Herr Schreiner, ist er ein Linker?

»Ich denke: Eher ja.«

Mit Oskar Lafontaine ins Gespräch zu kommen ist eine Kunst, die nicht jeder beherrscht. Fragt man ihn persönlich auf einem Parteitag, grinst er und sagt, dass er nicht zur Verfügung stehe für ein formloses Gespräch über dies und das. Diese Art von Gesprächen ende damit, dass ihn Journalisten in die Pfanne hauten. Eine Zeitung habe ihn mit dem Begriff »Juden« zitiert, obwohl er doch »Jugend« gesagt habe. Nein, nur ein Interview könne er anbieten, und vor der Veröffentlichung werde der Wortlaut durch ihn autorisiert.

Beim Interview im Karl-Liebknecht-Haus in Berlin sitzen zwei seiner Pressesprecher mit am Tisch. Als die beiden hereinkamen, knöpfte Lafontaine sein Jackett zu, warf sich in Pose, stutzte dann und schaute sich enttäuscht um. Wie, kein Fotograf? Wieso kein Fotograf? Das war das Einzige, was ihn wirklich beschäftigte.

Tage später, nachdem Oskar Lafontaine den Text des Interviews geprüft hat, lässt er ausrichten, das Interview werde zurückgezogen. Im Grunde war es auch gar kein Interview, nicht in dem Sinne, dass jemand Auskunft gab. Es war eine einzige Belehrung, Lektion für Lektion. Sozialabbau, Afghanistaneinsatz, da hatte ich recht, da soll mir mal einer widersprechen.

Es fiel auf, dass er verlernt hat zu lachen. Lafontaine bringt noch ein

## Quelle: Die Zeit

Provided by GENIOS

helles, höhnisches Jaulen hervor, das zwar klingt wie ein Lachen, aber in Wahrheit eine Waffe ist, die auf die Dummheit des Gegenübers zielt. Sein Lachen ist verkümmert zu einem Geräusch der Arroganz.

Im September trat er im saarländischen Städtchen Friedrichsthal auf, kurz vor der Wahl eines neuen Bürgermeisters. Der Kandidat der Linken schien eine Chance zu haben, am Ende scheiterte er. Hätte er gewonnen, wäre er der erste Bürgermeister der Linken in Westdeutschland geworden. Es ging deshalb um mehr als um Friedrichsthal, auch Gregor Gysi reiste an. Der

Rathausplatz hatte sich gut gefüllt, als Lafontaine auf der Bühne von seinem Hocker glitt und sich in diese explosive Stimmung versetzte, die ihn als politischen Redner so überragend gemacht hat. Und doch hat sich etwas verändert. Er brüllt. Er brüllt fast die ganze Zeit. Das müsste man gar nicht erwähnen, wenn die Stimme bei ihm nur eine Körperfunktion wäre. Aber in dieser Stimme liegen sein politischer Aufstieg, seine Wendigkeit, seine Kraft. Er schaukelt sich mit seiner Stimme hoch, wird immer giftiger, wie schon früher, aber er kann sich aus diesem Zustand nicht mehr befreien. Er jongliert nicht mehr mit

Pointen wie sein Partner Gysi, überhaupt ist das Spielerische aus Lafontaines Rhetorik gewichen. Friedrichsthal könne berühmt werden, wenn die Stadt den Kandidaten der Linken wähle. »Drüben im Reich wird man aufhorchen!« Er brüllt sich blutrot und findet kein Mittel mehr, sich zu entkrampfen. Er rackert sich ab wie ein zorniger Käfer, der unbedingt fliegen will. Aber er ist zu schwer, er hebt nicht ab.

Einig und zweieiig: Oskar ist laut und berühmt, Hans scheu und unbekannt